



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blum, Hans: Der Schlußstein zu "unsern vier Wänden."

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Schlüsselstein zu „unsern vier Wänden.“

Als vor einigen Jahren in diesen Blättern der Versuch gemacht wurde, den Werth und die Bedeutung der Familienidyllen Rudolf Reichenau's „Aus unsern vier Wänden“ darzulegen, wurde zu Anfang der Abhandlung das Wort eines hervorragenden deutschen Gelehrten über Reichenau's Schriften angeführt, welches des Lobes voll war. Dieser Gelehrte blieb damals ungenannt. Jetzt, da er heimgegangen, darf sein Name unbedenklich genannt werden. Es war Wilhelm Eduard Albrecht, der große Germanist und Staatsrechtslehrer, der treue Hüter deutschen Verfassungsrechtes, er, das verkörperte deutsche Gewissen, der also urtheilte über Reichenau's Schriften! Vor allem lobte er die Treue der Schilderung, mit welcher der Lokaltou und die Volksseele der preussischen Heimath in den Bildern „aus unsern vier Wänden“ getroffen sei. Aber nicht minder freudig erkannte er an, daß in wenig anderen Werken die Innigkeit und Eigenthümlichkeit deutschen Familienlebens, vor Allem deutscher Kindheit und deutscher Jugendkraft und -Strebung so glückliche Darstellung gefunden habe wie hier.

Fast genau in derselben Weise wie Albrecht, urtheilte vor wenig Monaten Julian Schmidt über Reichenau's Werke in den Preussischen Jahrbüchern. Der „trutz'ge Denker“ — wie Woldemar Wenc den bekannten Kritiker in seinen „losen Blättern“ nennt — wird sanft und beinahe weich, wenn er davon redet, daß er mit Reichenau derselben Stadt entstammte (Marienwerder), und wie treu und wahr Reichenau all die Plätze und Erinnerungen der Kindheit wieder zu beleben versteht zu unvergänglichem Dasein. Und auch Julian Schmidt betont mit Recht, welche Bedeutung die Schriften Reichenau's zu beanspruchen haben, mit ihrer liebevollen Beachtung des Innersten unsrer Heimstätten, unsres gemüthlichen und kräftigen Familienlebens, und ihrer besondern Begabung für die Ausprägung individueller Eigenthümlichkeit in einer Zeit, wo Alles der gleichmachenden Unnatur der Mode fröhnt und der Begriff der Häuslichkeit der unwandelbaren „vier Wände“ weiten Kreisen gänzlich abhanden zu kommen droht. Darin liegt unzweifelhaft der Hauptreiz und der bleibende Werth der Reichenau'schen Familienidyllen. Jeder kann das ermessen, der mit einem offenen Auge für seine eigene Jugend, seinen Werdegang und die guten und bösen Symptome der lebendigen Geschichte der Gegenwart diese kleinen inhaltschweren Bände zur Hand nimmt. Die Ueberzeugung wird sich Jedem aufdrängen: eine große Fülle unvergänglicher Jugendfreude, genauester Menschenkenntniß und Beobachtung, tiefes Verständniß für die heitersten Regungen, für die ernstesten Züge unsrer Volksseele, wie sie daheim und unter Fremden, in der Kindheit, in der Jugend,

im gereiften Alter sich äußert, ist hier vereinigt. Es ist ein großer Trost und Stolz, daß solche Bücher geschrieben werden konnten als ein treues Abbild auch unsrer Tage, in derselben Zeit, da Alles klagte über die Verwilderung der Sitten, über den Verfall des treuen deutschen Arbeitsfleißes, des Handels und der Gewerbe, in derselben Zeit, da die Partei der Volksheher allen Glauben, alle Ordnung und Gestaltung der alten Gesellschaft auszurotten versuchte und nicht am letzten die Familie, die Ehe, die Ehrenfestigkeit des deutschen Hauses sich zum Ziel ihrer Brandfackeln erkoren hatte.

Es hieße sehr gering denken von unsern Lesern, wollten wir ihnen noch einmal den Inhalt der früheren Reichenau'schen Schriften vorführen, deren beste Stellen in aller Munde leben; mit deren Kinderbildern zum ersten Mal Oskar Pletsch seinen Namen berühmt machte, die vor Allem das sinnigste Weihnachtsgeschenk bilden, welches Liebesleute und Eheleute einander, welches Eltern den herangewachsenen Kindern schenken können. Welcher deutsche Mann und welche deutsche Frau oder Jungfrau konnte sie nicht, jene unvergleichlich wahren und in Scherz und Ernst so herzigen Bilder aus dem Kinderleben, aus den „Knaben- und Mädchen“-Jahren, von „Auswärts und Daheim“, die „Liebesgeschichten“, und „Um eigenen Heerde“? Schon in dem letzterwähnten Bändchen waren die Kinder, die wir vom „ersten Vierteljahr“ an in ihrer Entwicklung verfolgt haben, wieder Eltern geworden. Nun liegt uns der Band vor, dem kein anderer mehr folgen kann: der Band, der „die Alten“*) vorführt, die Alten, die „große Kinder“ und Enkel haben, oder denen das Geschick dieses höchste Glück irdischen Daseins versagt oder wieder genommen hat, und welchen — um mit Jacob Grimm in seinem herrlichen Vortrag über das Alter zu reden — der einsame Spaziergang alle Freuden der Jugend ersetzt.

Wer die früheren Bändchen las, wußte „auf einen Ritt“, was er gelesen. Sehr vieles blieb wörtlich haften. „Die Alten“ werden, je öfter gelesen, um so tiefer wirken — ganz so wie im Leben, im Verkehr mit den Alten. Wie wunderbar und kraus entströmen oft die Erinnerungen vergangener Tage bejahrten Leuten. Wie viel Geduld meint die Jugend aufbieten zu müssen, um neben Ostgehörtem wenig Neues aus greisem Munde zu vernehmen. Und dennoch, vermöchte sie zu missen jene von Mund zu Mund fortlebenden Erinnerungen der Vorzeit, die kein Buch uns mit der Anschaulichkeit und Treue schildern kann, wie der überlebende Genosse jener Tage?

So ist es auch nicht ein Tadel, sondern ein Lob für dieses Buch, daß es weitere Blicke aufthut, mehr Personen, Schicksale, Wandlungen und Erfahrungen vorführt, als irgend ein früheres Bändchen. Das liegt im Stoff. Die Aufgabe, die der Verfasser sich stellte, spricht er selbst aus in dem kurzen

*) Leipzig, F. W. Grunow, 1876.

Vorwort: „Mögen vor den nun selbst Alten, die vom erreichten Ziele zurück-
schauen, ehe mit ihnen das Gedächtniß ihrer Alten für immer schwindet, noch
einmal in flüchtigen Wandelbildern auf und absteigen die Lebensgänge der
Vorangegangenen: aus dämmernder Ferne, von den entlegensten Grenzen des
deutschen Landes einander zustrebend zu glücklicher Vereinigung, zur Gründung
des Hauses, zu treuer Gemeinschaft in guten und nicht guten Tagen, bei
hellem, wechselnden und trüben Himmel bis zu jenem letzten Abendscheine
— auf den kein irdisches Morgenroth folgt.“

Selbstverständlich spielt auch dasjenige, was in „den Alten“ an wirk-
licher Handlung geboten wird, in der Hauptsache auf altpreussischem Boden.
Selbstverständlich — nicht nur, weil der Dichter sich sagt: „Hier sind die
Wurzeln deiner starken Kraft“, sondern namentlich deshalb, weil Preußen
allein, vom Alten Fritz an bis heutzutage, die feste Kette historischer Con-
tinuität in seinen staatlichen Strebungen bietet, welche der Dichter zum Ein-
schlag seines Gewebes bedarf. Dorthin, nach Preußen, weist der alte schwä-
bische Spielmann seinen kleinen Begleiter zu Anfang unsres Bändchens.
„Willst Du jedoch durchaus zu was kommen, so lauf Du nur immer dem
blanken Sternenwagen da droben nach. Einholen wirst Du ihn nicht, behalte
aber die Spur im Auge, die führt Dich in ein Land, ja, da ist's schnurrig.
Da haben sie einen König, der geht mit dem Krückstock schlafen und steht
mit dem Krückstock auf, und schlägt doch alle seine Schlachten selbst. Und
so sind sie alle — arg hinterher, wie man sagt, eine stramme, zähe, knausrige
Art, die von Kommissbrod und der Fuchtel als nochmal feister wird wie
Andre, denen Alles in den Mund wächst, die den lieben Gott einen guten
Mann sein lassen.“ Und der Knabe schüttelt den letzten Staub des Heimath-
landes von seinen Schuhen und folgt dem blinkenden Sternenwagen gegen
Norden, und gelangt in jene Landschaft, „wo man noch zu was kommen
kann“, in jene große und berühmte Stadt, „in der man damals schon von
der Luft, wo nicht weise, doch witzig und klüger als alle andern Leute wurde,
wiewohl die Luft schon damals nicht immer die beste gewesen sein soll“ —
in jene „Stadt, sechs Stunden von Potsdam“, in welcher der Füseler
Schulze, der vor Paris stand im Jahr 1871, zu Hause war, wie er Wolffe
verrieth, und die er auf die Frage: „wie heißt denn das Nest?“ etwas näher
damit bezeichnete: „Berlin, wenn Sie et noch nich kennen, Gr'Allah.“

Unser Spielmannsbub will „studiren“, und das hatte ohne die nöthigen
Gelder vor hundert Jahren seinen ebenso großen Haken wie heutzutage. Er
hilft sich im Anfang auf merkwürdige Weise. Er „überhört“ gestittete wohl-
versorgte Knaben und eignet sich dadurch heimlich ihr Wissen an. Er giebt
ihnen dafür „die brodlose Kunst seiner Schwänke“ zu Tausch. Er wird er-
tappt und die Folge davon ist: die alten Schwestern, in deren Wollen- und

Weißwaarengeschäft er Laufbursche ist, lassen ihn unterrichten, und so wird er Doctor und schreibt seine Dissertation *de cruore febrili* und sucht nun das einzige, was ihm in seiner Berufsthätigkeit noch fehlt — die Praxis, nicht in Berlin, sondern in einer kleineren Stadt, offenbar in der Vaterstadt des Dichters.

Inzwischen haben wir auch erfahren, „wie die Großmutter schreiben lernte“, wir sehen sie später herangewachsen, uns zugleich mit ihren beiden liebsten Freundinnen vorgestellt beim Kranzwinden, wir erfahren wie es zugeht, „als der Großvater die Großmutter nahm“, und in den eigenen, schlichten Worten der guten alten Zeit, in des „Großonkels Handschrift“, wird uns ein inniger reiner Roman jener gefühls- und bilderreichen und doch so einfachen Tage geschildert, ein Roman, der zur glücklichen, aber durch den Tod bald geschiedenen, unvergeffenen Ehe führt.

Auch unser Doctor hat inzwischen nicht nur Praxis, er hat auch eine Frau und Heimstätte in der Stadt seines Wirkens gewonnen; mit reichem Humor wird uns seine „Sprechstunde“ in der guten alten Zeit geschildert, wo der Bauer das Geld auf den Tisch zählte, eine Reihe harter, blanker, harter Thaler nach der andern, bis der Doctor endlich sagen muß, „nun hören Sie aber auch auf, es ist genug.“ Dann erhalten wir Kunde von einer „glücklichen Kur“, wie der Doctor Jemanden heilt, der das „Kribbeln im Fuß“ für einen Schlaganfall gehalten, ohne dabei des Doctors Nachtruhe zu schonen. Und nun erfahren wir, wie es unsern Vorfahren zu Muthe war, als die Kunde von der „Schlacht bei Jena“ eintraf, und wie sieben Jahre später das „schöne Wetter“ der Schlacht bei Leipzig über Deutschland aufging. Aber damit ist natürlich Großmutter's Schatzkästlein aus den Tagen des Rheinbundes und der Freiheitskriege noch lange nicht erschöpft. In drastischer Weise schildern die folgenden Kapitel das Treiben der „ungebetenen Gäste“, liefern sie ungeheuer wichtige Beiträge „zur Geschichte des Kaiserreiches.“ Sie verrathen uns, was der alte Engelrecht an Napoleons Stelle gethan hätte, als dieser auf seiner Rückkehr aus Rußland die Stadt passirte: „ich hätte die drei schönen jungen Frauen höchst ersucht, zu mir in den Schlitten einzusteigen aus dem Gedränge. Daß er das nicht that, war sein dritter großer Fehler. Ich begreife es eigentlich nicht, er war doch sonst nicht so.“

Eine Reihe von Familienbildern aus alter Zeit: „die Zukunft des Hauses“, „Eltern und Kinder“, „die alte Vaterstadt“ wandelt vorüber in elegischer und heitrer Stimmung, und wird abgelöst durch ein prächtiges Stück Soldatenleben unter Friedrich Wilhelm III., farbenreich und lebendig, nach alten Soldatenbriefen, bis zu des guten und pflichttreuen Königs Tode. Und ihm folgt manches Haupt im Tode, das wir in diesem Bändchen zuerst frisch und jung gesehen. Der „Rehraus“ beginnt in der seit vielen Jahrzehnten

bewohnten trauten Heimstätte, aus welcher die Inhaberin hinausgetragen wurde zur ewigen Ruhe. Und der „Regenbogen“, das uralte Sinnbild der Versöhnung, wölbt sich auch über der offenen Gruft des wunderlichen alten Sonderlings, dessen „Bekanntnisse“ wir angehört. Dann stehen wir mit einem Male „auf der Höhe der Zeit“, im „einigen Deutschland“, und der große „Familientag“ wird gefeiert, an welchem die Landwehr aus dem heiligsten Kriege gegen Frankreich zurückkehrt.

Und den Schluß bildet „das Jubiläum“ des dritten Geschlechtes, das jenem „Büble von der schwäbischen Alp“ entsproßte, mit dessen Lebenslauf „die Alten“ begannen. „Aber der Stern, dem der arme Knabe folgte, leuchtet noch immer, zeigt uns noch immer, wo wir auch sind, den Weg zur Heimath.“

Hier ist einmal ein Buch, von dem man zuversichtlich sagen kann, daß es auch blank und dauernd glänze, wie jenes mitternächtige Sternbild, ein Buch, mit dem, wie mit jenem Sternbilde Jeder bei Zeiten sich vertraut machen sollte, der den ruhenden Pol sucht in der Erscheinungen Flucht.

Hans Blum.

Die Uniform des Herrn Friedrich von Hellwald.

Ein milder Beitrag zu seinem Ruhm.

Die angemessene Kritik, welche Professor D. Jäger im Heft 30 (3. Quartal S. 121) des laufenden Jahrganges der „Grenzbote“ der neuerschienenen Kulturgeschichte Friedrichs von Hellwald gewidmet, hat einige besorgte Gemüther beunruhigt. „Wie?!“ rufen sie, „dieser deutsche Gelehrte, der eine so angesehene Zeitschrift wie „das Ausland“ redigirt, sollte ein Ignorant sein? ein Bücherfabrikant von jener Sorte, welche die Vernachlässigung ihrer Bildung hinter blendenden Phrasen und einem Uebermaß geistreichen Unglaubens und glänzenden Spottes über das Positive — namentlich das positive Wissen — verbirgt?“

Diesen besorgten Gemüthern antworten wir: Ja, seht zu, was von dem „Gelehrten“ Hellwald noch übrig bleibt, nachdem Ihr seine Kulturgeschichte mit Jäger'scher Kritik gelesen. Und laßt Euch ja nicht irre machen in Eurem Urtheil durch das viele Klappern, das bei so Vielen zum Handwerke des Büchermachens und Bücheranpreisens einmal gehört, wenn selbst bei diesem handwerksmäßigen Geräusch der größte Theil der deutschen Presse fröhlich mitthun sollte.